

**www.e-rara.ch**

## **Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay**

**Rengger, Johann Rudolf**

**Basel, 1830**

**ETH-Bibliothek Zürich**

Shelf Mark: Rar 29643

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-69827>

Sechste Ordnung.

---

### **www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

---

## SECHSTE ORDNUNG. *PACHYDERMA.*

---

### *Gen. TAPIRUS.* Briss.

#### *TAPIRUS AMERICANUS.* Desm.

#### *Der Tapir.*

In der guaranischen Sprache wird der Tapir Mborevi genannt, ein schmutziger Name, dessen Uebersetzung ich hier weglasse.

Der Tapir ist mit wenigen, kurzen, an dem Körper anliegenden, steifen und rauh anzufühlenden Borstenhaaren bedeckt; bloß auf der Mittellinie des Nackens und über dem Hinterhaupte erreichen sie eine Länge von ungefähr fünfzehn Linien und bilden somit eine Art von Mähne.

Ihre Farbe ist im Allgemeinen graulichbraun; die Backen sind bräunlichgrau, die Kehle, die untere Seite des Halses und der obere Ohrrand blafsaschgrau; die Augen haben eine schwarze, die Klauen eine schwärzlichbraune Farbe.

Azara hält das Weibchen für heller gefärbt als das Männchen, worin er sich aber irret. Vermuthlich waren ihm nur Weibchen zu Gesichte gekommen, die ihr Jugendkleid noch nicht vollständig gewechselt hatten. Dieses ist nämlich von demjenigen der erwachsenen Thiere ziemlich verschieden. Der Säugling zeigt an seinen oberen und äußeren Theilen die nämliche Grundfarbe wie die Alten; die obere Seite des Kopfes aber ist mit weis-

sen, kreisförmigen Flecken besprengt; die Backen ziehen sich ins graulichweiße; auf jeder Seite des Körpers laufen vier weiße, unterbrochene Streifen von der Schulter bis an den hinteren Rand des Schenkels; die Außenseite der Extremitäten ist gleichfalls mit weißen Flecken besetzt; die Kehle, die untere Seite des Halses, die Brust, der Bauch und die innere Seite der Extremitäten endlich sind graulichweiß.

Diese Flecken, so wie die helle Farbe der unteren Theile des Körpers, verlieren sich allmählig mit zunehmendem Alter; gänzlich aber verschwinden sie erst nach dem zweiten Jahre. Ich habe mehr als halbausgewachsene Individuen getödtet, an denen man immer noch weiße Flecken an den Seiten des Rumpfes und eine blafsaschgraue Farbe an der Brust und am Bauche wahrnahm; hingegen waren die Zeichnungen auf dem Kopfe und an den Beinen verschwunden.

Die Dimensionen eines großen weiblichen Tapirs sind folgende:

1' 5" 3''' Länge des Kopfes; 4' 3" Länge des Rumpfes; 3' 6" Länge des Schwanzes; 3' 4" mittlere Höhe.

Das Männchen ist in etwas kürzer und niedriger als das Weibchen.

Das Aussehen des Tapirs hat einige Aehnlichkeit mit demjenigen des Schweines. Der Kopf ist lang und hoch, von den Seiten in etwas zusammen gedrückt, ob den Augen besonders schmal und längs der Pfeilnath, gleich einer Sturmhaube, mit einem Grate versehen, welcher durch das Emporsteigen der Scheitelbeine entsteht. Die Nase geht in einen Rüssel aus, der im Ruhezustande beinahe drei Zoll über die Unterkinnlade hervorragt, sich ausdehnen, zusammen ziehen und nach allen Seiten bewegen kann. Das Aug ist klein und liegt tief in der Augenhöhle, die aber weit nach vorn vorgerückt ist; nach Azara soll es bei Nacht leuchten, was ich aber bei der Beobachtung mehrerer zahmen Tapire nie sah. Die Ohren

sind eiförmig, fünf Zoll lang, drei breit und sehr beweglich. Der Hals ist lang und dicker als der Kopf. Der Grat des letzteren setzt sich längs der Mittellinie des Nackens bis zum Anfange des Rückens fort und wird hier durch die starke Nackensehne gebildet. Der Rumpf ist groß, walzenförmig, auf dem Kreutze breit; die Extremitäten sind stark gebaut und im Verhältnisse zum Rumpfe in etwas kurz; an den zwei vorderen finden sich vier, an den zwei hinteren drei Zehen, die mit, beinahe einen Zoll hohen, vorn abgerundeten Klauen versehen sind. Der Schwanz ist walzenförmig und läuft nicht sehr spitz zu.

Der Zahnbau des Tapirs ist bekannt; die Anzahl der Zähne erscheint erst nach dem zweiten Altersjahre vollständig. Bei einem, ungefähr ein Jahr alten Individuum fand ich, außer den Schneide- und Eckzähnen, in der oberen Kinnlade schon die drei und in der unteren die zwei ersten bleibenden Backenzähne, von denen keiner im geringsten abgenutzt war; der vierte obere und der dritte untere lagen mit ganz ausgebildeter Krone unter dem Zahnfleische und hätten dieses in wenigen Tagen durchbrochen. Der Zahnwechsel fängt also beim Tapir schon vor Ende des ersten Jahres an.

Der Tapir kommt in Paraguay nicht so ganz selten vor, wie Azara behauptet. In den wenig bevölkerten, so wie in den ganz öden, Theilen dieses Landes habe ich seine Spuren sogar häufig angetroffen, und beinahe jede Nacht seine Stimme gehört. Er bewohnt die dichten Waldungen, welche nahe an Flüssen, Seen und Sümpfen liegen, oder die wenigstens von mehreren Bächen durchschnitten werden. Trockene und offene Gegenden besucht er bloß auf seinen Streifereien, wählt sie aber nie zu seinem Aufenthalte. Azara ist auch hierin einer entgegen gesetzten Meinung, worin er sich nach allen meinen Beobachtungen, so wie nach denen des Prinzen zu Wied, irret. Einen großen Theil des Jahres hindurch lebt der männliche Tapir allein, der weibliche hingegen wird gewöhnlich von seinem Jungen begleitet. In bewohnten

Gegenden streift er nur bei Nacht umher, in Einöden aber habe ich ihn Morgens nach neun Uhr und Abends vor Sonnenuntergang am Saume der Waldungen angetroffen. Er bringt die Mittagsstunden schlafend zu; ist die Witterung warm, so badet er sich Morgens und Abends, oder wälzt sich wenigstens, gleich dem Schweine, in einem Sumpfe oder einer Pfütze herum. Seine Nahrung besteht bloß aus Vegetabilien.

Ich fand in seinem Magen Ueberreste von Blättern und Knospen verschiedener Straucharten, so wie Theile von mehreren Sumpf- und Wasserpflanzen. Die Melonen und das Zuckerrohr scheinen zu seinen Lieblingspeisen zu gehören, denn er besucht zuweilen ihrentwegen die Pflanzungen und richtet dann bedeutenden Schaden in denselben an. Er ist von den Säugethieren, die ich bis jetzt beschrieben habe, das erste, welches, neben seiner gewöhnlichen Nahrung, wie schon Azara beobachtet hat, noch verschiedene Arten von Salz, ohne Zweifel als Verdauungsmittel, genießt. Man findet nämlich in allen tief liegenden Gegenden von Paraguay Stellen, wo das Erdreich kohlensaures, schwefelsaures und salzsaures Natron enthält. Bei trockener Witterung blühen zuweilen diese Salze in sehr dünnen Lagen an der Oberfläche des Bodens aus; so wie aber Regen oder Nebel eintritt, verschwinden sie wieder. Der Tapir sucht nun diese Stellen, die man in Paraguay Barreros nennt, von Zeit zu Zeit auf, und beleckt die mit Salzen geschwängerte Erde. Ob ihm aber dieselben zum Leben unumgänglich nothwendig seyen, wie dieß, wenigstens in Paraguay, bei anderen Säugethieren, deren ich später erwähnen werde, der Fall ist, konnte ich nicht bestimmt ausmitteln. Wohl sah ich zwei eingesperrte Individuen, denen man während einem ganzen Jahre kein Salz gegeben hatte, abmagern und sterben; jedoch mochten hier noch andere Ursachen als der Mangel dieses Verdauungsmittels den Tod bewirkt haben.

Gegen den Winter hin suchen sich die beiden Geschlechter auf, und leben dann während einigen Wochen

paarweise. Man hört sie in dieser Zeit den einzigen Ton, welchen sie von sich geben, und der einem gedehnten Pfeifen ähnlich ist, häufig wiederholen. Das Weibchen wirft in der Mitte des Frühjahres ein einziges Junges, das bald seine Mutter begleitet und sie bis zum nächsten Winter nicht verläßt.

Die Haltung, der Gang und der Lauf des Tapirs sind ungefähr wie beim Schweine, nur ist dieser letztere in etwas schneller. Auf seinen Streifereien zeigt er viele Vorsicht; er geht einen langsamen Schritt, sieht sich überall um, dreht seinen Rüssel nach allen Seiten, um seine Feinde zu wittern, und hält seine Ohren in fortwährender Bewegung. Bemerkt er einen Feind, so flieht er mit gesenktem Kopfe und in vollem Laufe durch das Dickicht des Waldes. Da er eine große Muskelkraft besitzt, so bahnt er sich durch das verschlungenste Gesträuch einen Weg, wobei ihm zum Trennen der Aeste der Grat auf dem Kopfe und dem Nacken wahrscheinlich einige Hülfe leistet. Seine Flucht nimmt er gewöhnlich nach dem Wasser. Er ist ein trefflicher Schwimmer und weiß, im Nothfalle, auch unterzutauchen.

Der junge Tapir läßt sich leicht zähmen; er gewöhnt sich nach wenigen Tagen von Gefangenschaft an den Menschen und dessen Wohnort, den er alsdann nicht mehr verläßt. Allmählig lernt er, gegen Azara's Meinung, seinen Wärter von anderen Personen unterscheiden, sucht ihn auf, und folgt ihm auf kleine Entfernungen nach; wird ihm aber der Weg zu lang, so kehrt er allein nach der Wohnung zurück. Er läßt sich übrigens von Jedermann berühren und gern hinter den Ohren kratzen. Folgsamkeit zeigt er aber keine, und überhaupt nur wenig Intelligenz. Im häuslichen Zustande verändert er seine Lebensart in so weit, daß er den größten Theil der Nacht schlafend zubringt. Auch lernt er, wie das Schwein, jegliche Nahrung des Menschen genießen und frisst nicht nur alle Arten von Früchten und Gemüsen, sondern auch gekochtes oder an der Sonne getrocknetes Fleisch. Er verschlingt

sogar, wie Azara ganz richtig bemerkt, Stückchen von Leder und Lappen von Wollen-, Baumwollen- und Seidenzeugen. Dieß geschieht aber weniger aus Gefräßigkeit, als aus Liebe zum salzigen Geschmacke, den altes Leder und Lumpen besitzen. \*) An Wasser darf man ihn, besonders zur Sommerszeit, nicht lassen Mangel leiden, und das nicht nur des Getränkes, sondern vorzüglich des Badens wegen. Wenn er frei herumlaufen kann, so sucht er solches von selbst auf, und bleibt oft halbe Tage hindurch in einer Pfütze liegen, wenn sie von Bäumen beschattet wird.

Unter seinen Sinnen sind der Geruch und das Gehör die schärfsten; sein Aug aber sieht gar nicht weit. Azara muß nie ein lebendes Individuum einige Zeit lang beobachtet haben, sonst hätte er ihm keineswegs ein so scharfes Gesicht gegeben. Der Rüssel dient dem Tapir auch als Tastorgan; er kann damit kleine Gegenstände, wie Maniocwurzeln u. s. w., anfassen, indem er sie gegen die Lippen drückt; auch zeigt er in demselben mehr Empfindlichkeit als in jedem anderen Theile. Bloß wenn er gereizt wird oder wenn er lange Weile zu haben scheint, hört man ihn, außer der Begattungszeit, bisweilen auf die oben erwähnte Art pfeifen.

Das Fleisch des Tapirs schmeckt ungefähr wie Rindfleisch; von einem jungen Thiere steht es, wie ich dieß mehrmals erprobt habe, dem Kalbfleische an Schmackhaftigkeit keineswegs nach. Auch wird dasselbe nicht allein von den Indianern, sondern auch von der ärmeren Volksklasse unter den weißen Einwohnern gegessen. Das Fell wird seiner Dicke und Stärke wegen sehr geschätzt. Gewöhnlich werden aus demselben, nachdem es gegerbt ist, über drei Fufs lange, und einen halben Zoll dicke

---

\*) Ich habe in einigen Gegenden von Paraguay, wo sich nur wenig Barerò, oder mit Salzen durchdrungene Thonerde, vorfind, beim Hornvieh einen ähnlichen Hang bemerkt, alle Lumpen die es antraf und selbst die in der Nähe der Hütten zum Trocknen ausgebreitete, und von der Seife salzig schmeckende Wasche zu verschlingen.

Riemen geschnitten, denen man durch Wegnahme der Kanten eine walzenförmige Gestalt giebt; durch wiederholtes Einreiben von heißem Fette geschmeidig gemacht, dienen sie dann zu Zäumen, welche von äußerst langer Dauer sind. Das gemeine Volk schreibt den Klauen, den Halshaaren und anderen Theilen des Tapirs verschiedene Heilkräfte zu, die es übrigens an sich selbst nur selten versucht, sondern sich damit begnügt, dieselben anderen anzupreisen. \*)

Man jagt den Tapir gewöhnlich indem man ihn mit Hunden aus dem Walde ins Freie treibt, wo ihn einige Reiter mit ihren Schlingen erwarten und fangen. Zuweilen schießt man ihn auch vor den Hunden oder auf dem Anstande, oder man sucht ihn zu Wasser an seinen Badestellen auf. Obschon er, so wie er gejagt wird, gemeinlich die Flucht ergreift, so widersetzt er sich doch, wenn er keinen Ausweg mehr finden kann, seinem Verfolger. Er packt alsdann Hunde und Menschen mit seinen Vorder- und Eckzähnen an, und reißt ihnen, indem er sie hin und her zerrt, die Haut auf.

In Paraguay haben die Jäger eine eigene Art, einen lebend gefangenen, jungen Tapir, der zu groß ist, als daß sie ihn aufs Pferd nehmen könnten, mit sich zu führen. Sie durchstechen ihm nämlich, von einem der Nasenlöcher aus, den oberen Theil des Rüssels und ziehen einen ledernen Riemen durch die Wunde; jede widerstrebende Bewegung verursacht nun dem Thiere heftigen Schmerz, so daß es, von diesem gebändigt, seinem Führer ohne Widerstand folgt.

Neben dem Menschen mag wohl der Jaguar der einzige Feind seyn, den ein erwachsener Tapir zu fürchten hat. Junge Individuen hingegen und Säuglinge sollen

---

\*) Die Einwohner von Paraguay sehen beinahe in jedem Theile eines Thieres und in jeder Pflanze ein Heilmittel gegen diese oder jene Krankheit. Sie treiben dieß so weit, daß sie mir häufig untrügliche Mittel gegen Krankheiten anzeigten, die gar nicht in Paraguay vorkommen, wie z. B. gegen die Hundswuth.

nicht selten dem Cuguar und den großen Wasserschlangen zur Beute werden.

*Gen. DICOTYLES. G. Cuv.*

*Nabelschwein.*

Dieses Geschlecht besteht bloß aus zwei Gattungen, dem *Dicot. labiatus* und dem *Dicot. torquatus* der systematischen Werke. Beide kommen in Paraguay vor, wo sie zuerst Azara von einander unterschieden und unter ihren guaranischen Namen *Tagnicati* und *Taytetu* richtig beschrieben hat. Sie vertreten in jenem Lande, überhaupt in dem ganzen östlichen Theile von Südamerika, die Stelle unseres Wildschweines, mit dem sie, sowohl in ihrem Aeusseren als in ihrer Lebensart, einige Aehnlichkeit haben.

Ihre Geschlechtskennzeichen sind so bekannt, daß ich sie übergehen kann; hingegen mögen einige Beobachtungen über die Verschiedenheit, welche im Zahnbaue, theils zwischen beiden Gattungen, theils zwischen den bleibenden und den Milchzähnen jeder derselben, vorhanden ist, am schicklichsten hier ihre Stelle finden; die Erörterung des letzteren Gegenstandes dürfte um so nothwendiger seyn, da die Gestalt der Milchzähne einige Naturforscher verleitet hat, ein junges Individuum von *Dicotyles labiatus* für eine eigene Gattung zu halten, welcher sie den Namen *Dicotyles minor* beilegte.

Die Nabelschweine haben, wie man weiß, in der oberen Kinnlade vier Schneidezähne, zwei Eckzähne und zwölf Backenzähne, in der unteren Kinnlade finden sich zwei Schneidezähne mehr, hingegen die nämliche Anzahl von Eck- und Backenzähnen, wie in der oberen. Die Schneidezähne beider Gattungen sind in ihrer Gestalt denen unseres Wildschweines ähnlich. Die Eckzähne des Oberkiefers laufen spitz zu, sind von den Seiten stark

zusammen gedrückt, bieten nach hinten einen Grat, und nach vorn eine kleine Ebene dar, welche durch die Reibung gegen die unteren Eckzähne entsteht. Sie sehen mit ihrer Spitze nach unten und in etwas nach aufsen, und stehen um einige Linien zum Munde heraus. Diejenigen des Unterkiefers sind dreiseitig, laufen spitzig zu, zeigen nach vorn einen convexen Grat, und nach hinten eine concave Fläche. Obschon länger als die oberen, ragen sie doch nicht zum Munde heraus, sondern ihre Spitze tritt unter der Oberlippe in eine eigene Vertiefung des Oberkiefers zwischen dem hinteren Schneidezahne und dem Eckzahne.

Die Gestalt der Backenzähne ist bei den zwei Gattungen nicht ganz die nämliche. Beim *Taytetu*, *Dicotyles torquatus*, zeigen die drei ersten des Oberkiefers drei Höcker, welche im Dreiecke stehen, und von denen der vordere grösser ist als die zwei anderen, überdies einen höckerigen Ansatz nach hinten und innen, der beim ersten Zahne nur klein ist, beim dritten hingegen beinahe einen eben so grossen Umfang hat als einer der Höcker; die drei letzten Backenzähne haben jeder zwei Paare von Höckern. Im Unterkiefer zeigt der erste Backenzahn einen höheren und dickeren, vorderen und einen kleineren, hinteren Höcker, nebst einem kleinen Ansätze vorn an dem ersteren; der zweite Backenzahn besteht ebenfalls aus zwei Höckern, von denen der vordere durch einen tiefen Einschnitt in eine äussere und eine innere Hälfte getheilt ist; am dritten bemerkt man zwei Paare von Höckern, von denen das hintere niedriger ist als das vordere; am vierten und fünften sind gleichfalls zwei Paare von Höckern, diese aber gleich hoch, vorhanden; eben so ist der sechste Backenzahn gestaltet, ausser dass er noch einen fünften, einzeln stehenden Höcker nach hinten darbietet. In beiden Kinnladen nehmen die Backenzähne von vorn nach hinten an Grösse zu.

Beim *Tagnicati*, *Dicotyles labiatus*, weicht die Gestalt der Backenzähne von denen des *Taytetu* in folgendem

ab: im Oberkiefer hat der zweite nur zwei Höcker, einen vorderen, in der Mitte eingeschnittenen, und einen hinteren, der mehrere kleine unregelmäßige Einschnitte zeigt, der dritte ist vierhöckerig, mit einem Ansätze eines fünften Höckers zwischen den zwei hinteren. Im Unterkiefer ist der vordere Höcker des ersten Backenzahnes, gleich dem des zweiten, durch eine Kerbe getheilt; der dritte Backenzahn ist dem gleichnamigen des Oberkiefers ähnlich, und der sechste, statt mit einem einzelnen Höcker, mit einem vierhöckerigen Absatze nach hinten versehen.

Der Milchzähne sind bei beiden Gattungen sechs und zwanzig, wovon sich im Oberkiefer zwölf, nämlich vier Schneidezähne, zwei Eckzähne und sechs Backenzähne, im Unterkiefer vierzehn, nämlich sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne und sechs Backenzähne vorfinden. Die oberen und unteren Schneidezähne sind in ihrer Gestalt den bleibenden ähnlich; die vier Eckzähne hingegen sind in etwas kegelförmig, nur schwach von den Seiten zusammen gedrückt, mit ihren Spitzen rückwärts gebogen und hinten mit einem scharfen Grate versehen, der von der Basis bis zur Spitze läuft. Der erste obere Backenzahn ist dreihöckerig, der zweite und der dritte vierhöckerig; der erste und der zweite untere sind ihren späteren Stellvertretern ähnlich, der dritte hingegen hat drei Paare von Höckern; bei allen, außer dem ersten, finden sich aber, und zwar in beiden Kinnladen, neben den Höckern noch eine Menge ganz kleiner Erhabenheiten.

Die Milchzähne treten in folgender Ordnung hervor: zuerst, und das bald nach der Geburt, zeigen sich die vier Eckzähne und mit ihnen die zwei äußersten unteren Schneidezähne; erst wenn diese ganz zum Vorscheine gekommen sind, bricht in jeder Kinnlade der zweite Backenzahn durch, dann folgen in der oberen alle vier und in der unteren die vier mittleren Schneidezähne, und zuletzt die acht übrigen Backenzähne.

Ich habe nicht ausmitteln können, in welchem Alter der Zahnwechsel vor sich geht; wahrscheinlich geschieht

dieses vor dem Ende des ersten Jahres. Eheſer aber beginnt erſcheint in beiden Kinnladen der vierte, bleibende Backenzahn, der hiermit, als der älteste Zahn im vollſtändigen Gebiſſe, auch immer eine mehr abgeſchliffene Mahlfläche darbietet, wie die übrigen Backenzähne.

---

DICOTYLES LABIATUS. F. Cuv.

*Der Tagnicati.*

Das größere von den beiden Nabelſchweinen, in Paraguay Tagnicati, d. h. weißer Kiefer, genannt, iſt mit ſteifen, rauhen Borſtenhaaren bedeckt, die im Geſichte, mit Ausnahme einiger langen Borſten um die Schnautze und über den Augen, ſo wie an den Extremitäten kurz, auf dem Kopfe, dem Nacken und den Seiten des Rumpfes zwei bis drei, auf dem Rücken bis vier Zoll lang ſind. Sie ſtehen am Rumpfe in einem Winkel von beiläufig 45 Graden von der Haut ab, erheben ſich auf dem Kopfe und dem Nacken beinahe ſenkrecht, und liegen an den übrigen Theilen am Körper an. Auf dem Rücken erſcheinen ſie am dichtesten, ſtehen dünn am Bauche und fehlen beinahe ganz an der inneren Seite von der oberen Hälfte der Extremitäten. Die kürzeren Haare haben eine walzenförmige, die längeren eine ſchwertförmige Geſtalt. Die vordere Seite des Rüſſels, die untere des Schwanzes, und ein kleiner Flecken an der äußeren Seite des Metatarsus ſind nackt.

Die Farbe der Haare iſt im Allgemeinen grauſchwarz, mit einem röthlichgelben Ringe in der Mitte derſelben, der ſich jedoch nicht bei allen vorfindet; an den Lippen und den hinteren zwei Drittheilen des Unterkiefers ſind ſie weiß; die Borſten im Geſichte ſind ſchwarz, und die nackten Theile, ſo wie die Klauen, bräunlichſchwarz. Je älter das Thier wird, deſto mehr verlieren

sich bei ihm die röthlichgelben Ringe, und desto dunkler erscheinen seine Haare.

Die jungen Thiere weichen während den ersten Monaten in ihrer Farbe ganz von den alten ab. Bei einem Säuglinge von drei Wochen zeigen die Haare größtentheils wechselnde, braune und gelblichrothe Ringe; die Stirn und die Backen erscheinen ganz gelblichroth; auf dem Rückgrate ist die Farbe in etwas dunkler als an den Seiten des Rumpfes; der Bauch und die Extremitäten sind röthlichgelb, die Klauen röthlichgrau, von dem weißen Flecken, der sich bei den erwachsenen Individuen an der unteren Kinnlade vorfindet, ist noch keine Spur vorhanden. Mit zunehmendem Alter verlieren sich allmählig die hellen Farben und nach Verfluß eines Jahres ist das Thier auf die oben beschriebene Weise bekleidet.

Die Dimensionen eines ausgewachsenen Tagnicati sind:

1' Länge des Kopfes von der Spitze der Schnautze bis an den oberen Rand des Hinterhauptbeines; 10'' 6'''  
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnautze bis zum Hinterhauptloche; 2' 5'' Länge des Rumpfes; 1'' 6'''  
Länge des Schwanzes; 2'' 6''' Länge des Ohres; 1' 8'' mittlere Höhe.

Der Tagnicati hat, wie ich oben schon bemerkte, etwas von dem Aussehen unseres Wildschweines; indessen sind bei demselben der Kopf und der Rumpf kürzer und dicker, die Extremitäten dagegen länger als beim letzteren. Die Nase läuft in einen kurzen, senkrecht abgeschnittenen Rüssel aus, auf dessen vorderer Fläche, welche beiläufig die Gestalt eines umgekehrten Herzens hat, die Nasenlöcher sich öffnen; der Mund ist nicht weit gespalten; die Augen sind klein, mit einer runden, schwarzen Pupille versehen; die Oeffnung der Augenlieder ist länglich; die Ohren sind eiförmig, stehen am Kopfe aufrecht, mit der Spitze nach oben und in etwas nach außen gerichtet, und zeigen viele Beweglichkeit. Die Stirn ist flach und läuft mit der Nase in einer Ebene fort; der Hals ist

dick und kurz, eben so der Rumpf; der Rückgrat krümmt sich in etwas nach oben; auf demselben erscheint, ungefähr über dem ersten Lendenwirbel, die, einige Linien im Durchmesser haltende Mündung des Ausführungsganges einer Drüse, welche unmittelbar unter der Haut liegt und die Gröfse eines Taubeneies hat; diese Drüse sondert eine braune, honigartige Flüssigkeit ab, die zuweilen geruchlos ist, zuweilen aber einen, der Ausdünstung des Negers ähnlichen Gestank von sich giebt. Die Extremitäten sind feiner gebaut als beim Wildschweine; an dem Vorderfusse finden sich vier, am Hinterfusse drei Zehen, von denen aber vorn nur die zwei mittleren, hinten nur die zwei äufseren, die Erde berühren. Der Schwanz ist sehr kurz, von oben nach unten in etwas zusammen gedrückt.

Bei ganz jungen Individuen ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und breiter als bei den ausgewachsenen; die Hirnschale erscheint nach oben stark gewölbt, und nimmt über die Hälfte des ganzen Schedels ein, während sie beim erwachsenen Thiere bloß einen Drittheil desselben ausmacht. Mitten auf dem Rücken der Nase sieht man einen querlaufenden Eindruck, der sich später gänzlich verliert.

Der Magen des Tagnicati ist häutig. Seine Höhle wird der Quere nach durch zwei runzlichte, ringförmige Falten der inneren Haut, von denen sich die eine gleich links der Cardia, die andere zwischen dieser und dem Pylorus vorfindet, in drei Fächer getheilt. Die Oeffnungen, durch welche diese mit einander in Verbindung stehen, haben einen Durchmesser von ungefähr zwei Zoll. Das mittlere Fach, in das sich die Speiseröhre ausmündet, ist das kleinste von den dreien; das rechte und das linke Fach sind beinahe gleich groß. Dieses letztere wird durch den blinden Sack gebildet, welcher auf seiner oberen und seiner unteren Fläche einen kegelförmigen, hohlen Anhang hat. Der Blinddarm ist ziemlich lang und spiralförmig gewunden.

Der Tagnicati findet sich in allen waldreichen Gegenden von Paraguay vor. Er lebt in Truppen von zehen bis hundert Individuen, die aber keineswegs, wie man Azara erzählte, einen Anführer haben; man sieht im Gegentheile bald diese bald jene erwachsene Männchen oder Weibchen an ihrer Spitze. Die Rudel ändern täglich ihren Aufenthaltsort und unternehmen zuweilen sogar Wanderungen von zwanzig bis sechszig Stunden. Ich habe in den Wäldern, wo das Paraguaykraut gewonnen wird, drei Tage lang die Spuren eines solchen Trupps, immer in der nämlichen Richtung, zu Pferde verfolgt. Auf diesen Zügen hält sie weder das offene Feld, das sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf; kommen sie zu einem Felde, so durchschneiden sie dasselbe im vollen Laufe, stoßen sie auf einen Fluß oder einen Strom, so stehen sie keinen Augenblick an, denselben zu durchschwimmen. Ich sah sie über den Paraguaystrom setzen, an Stellen wo er mehr wie eine halbe Stunde breit ist. Ihre Annäherung verkünden sie durch ein eigenes Geräusch, das vom Zusammenschlagen der Zähne herrührt. Sie gehen bald bei Tage, bald bei Nacht, ihrer Nahrung nach, welche vorzüglich in Früchten, die von den Bäumen heruntergefallen sind, und in Wurzeln besteht. Die letztern wühlen sie mit ihrem Rüssel aus der Erde hervor. In bewohnten Gegenden brechen sie häufig in die Pflanzungen ein, und zerstören die Pataten-, Melonen- und Maïsfelder. Ueberdies sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, nackte Schnecken und Würmer fressen, von denen ich jedoch niemals Ueberreste in ihrem Magen gefunden habe. Während den Mittagsstunden ruhen sie gewöhnlich im Schatten des Waldes aus.

Der Wurf des Weibchens besteht in zwei Jungen, welche nach wenigen Tagen der Mutter folgen; ob aber dasselbe nur einmal, oder, wie man mir häufig versichert hat, zweimal im Jahre werfe, habe ich nicht ausmitteln können. So viel ist indessen gewiß, daß die Weibchen nicht alle zu gleicher Zeit ihre Jungen zur Welt bringen,

denn ich habe von Anfang des Merzmonates bis in die Mitte des Augstmonates Säuglinge unter den Rudeln angetroffen.

Es ist in Paraguay eine allgemein verbreitete Sage, daß die Jungen, auch wenn sie schon laufen können, noch während einiger Zeit vermittelt ihres Nabelstranges mit einander verbunden seien, und daß man nicht selten solche, natürlich zusammen gekuppelte Paare, die sich in einem Gesträuche verwickelten, gefangen habe. Wie viel wahres in diesen Erzählungen liege, mag der Leser selbst beurtheilen.

Der junge Tagnicati läßt sich ohne Mühe zähmen, und zwar so vollkommen, daß er eigentlich zum Hausthiere wird. Sein Hang zur Freiheit verschwindet gänzlich, und an dessen Stelle tritt die größte Anhänglichkeit an seinen neuen Wohnort und an die ihn umgebenden Thiere und Menschen. Er entfernt sich, wenn er allein ist, weder weit noch lange von der Wohnung; mit den übrigen Hausthieren verträgt er sich gut und spielt zuweilen mit ihnen; besonders aber ist er den Menschen zugehan, unter denen er lebt. Er weilt häufig und gern in ihrer Nähe, sucht sie auf, wenn er sie einige Zeit lang nicht gesehen hat, drückt beim Wiedersehen seine Freude durch Entgegenspringen und durch Grunzen aus, gehorcht ihrem Rufe, so wie er ihre Stimme hört, und begleitet sie tagelang im Felde und im Walde. Fremde Personen, die sich der Wohnung seines Herrn nähern, kündigt es durch Grunzen und durch Sträuben seiner Haare an; auf fremde Hunde, wenn sie nicht zu groß sind, geht er sogleich los, greift sie an und versetzt ihnen zuweilen mit den Eckzähnen tüchtige Wunden, die er aber nicht, nach Art des Ebers, durch Stossen, sondern durch eigentliches Beißen, seinem Feinde beibringt.

Sein Gang, sein Lauf und seine Geberden sind denen unseres Wildschweines sehr ähnlich. Hingegen zeigt er weder die Gefräßigkeit noch die Unreinlichkeit desselben, frist nie mehr als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen,

und sucht bloß in der höchsten Hitze und dann nur beim Mangel von reinem Wasser, eine Pfütze auf, um sich darin herumzuwälzen. Er bringt, auch im häuslichen Zustande, nur einen kleinen Theil der Nacht schlafend zu, ruht aber immer während der Mittagsstunden aus.

Von seinen Sinnen scheint keiner sehr scharf zu seyn; der vorzüglichste unter ihnen ist wohl das Gehör; auf dieses folgt der Geruch und dann das Gesicht. Freude, Furcht und Zorn drückt er durch verschiedene grunzende Laute aus.

Man hat mir in Paraguay öfters versichert, daß sich der Tagnicati in der Gefangenschaft fortpflanze, und daß dann das Weibchen alle Jahre zwei Junge werfe. Ohne die Wahrheit dieser Aussagen gerade zu bestreiten, halte ich dennoch dafür, daß sie der Bestätigung bedürfen.

Das Fell dieses Nabelschweines wird in Paraguay bloß zu Säcken und zu Riemen benutzt, sein Fleisch hingegen allgemein von der ärmeren Volksklasse gegessen. Dieses hat einen angenehmen Geschmack, der aber von demjenigen des Schweinefleisches ganz verschieden ist; auch findet sich hier, statt des Speckes, nur eine dünne Lage von Fett, welches mit dem Kalbsfett so ziemlich überein kommt. Ist das Nabelschwein vor seinem Tode lange gehetzt worden, so nimmt zuweilen das Fleisch in etwas den Geruch der Flüssigkeit von der Rückendrüse an, wenn man diese nicht bald herunterschneidet; sonst aber kann man das getödtete Thier in seiner Haut erkalten lassen, ohne daß sich dieser Geruch am Fleische wahrnehmen ließe.

Der Tagnicati wird, theils seines Fleisches wegen, theils auch wegen des Schadens, den er in den Pflanzungen anrichtet, häufig in Paraguay gejagt. Man sucht ihn gewöhnlich mit Hunden in den Wäldern auf, und tödtet ihn entweder mit einem Schusse oder mit Lanzenstichen. Es ist lange nicht so gefährlich, wie Azara angiebt, Truppen von Tagnicatis anzugreifen. Wohl mag hier und da ein unbesonnener Jäger einige Wunden davon getragen haben, wenn er sich allein und zu Fuß einem großen

Rudel entgegen stellte; jagt man sie aber mit Hunden und greift sie nur von der Seite oder von hinten an, so ist für den Jäger keine Gefahr vorhanden, indem sie so schnell als möglich davon eilen und sich höchstens gegen schwächere Hunde vertheidigen. Fallen die Tagnicatis oft in eine Pflanzung ein, so gräbt man auf der Seite, wo sie dieselbe zu verlassen pflegen, eine breite, acht bis neun Fuß tiefe Grube, wartet bis sie erscheinen, und jagt sie dann mit Hunden und unter Geschrei auf die Grube zu, die, wenn das Rudel beträchtlich ist, zuweilen bis zur Hälfte von ihnen angefüllt wird. Ich sah auf einem Landgute in der Nähe von Villa de San Pedro neun und zwanzig Individuen in das nämliche Loch hinabstürzen und darin durch die Lanze der Jäger ihren Tod finden. Die Indianer endlich fangen den Tagnicati zuweilen auch in Schlingen.

Außer dem Menschen stellen ihm besonders der Jaguar und der Cuguar nach. Vor beiden ergreift er, wie ich es selbst gesehen habe, die Flucht, und widersetzt sich ihnen keineswegs, wie man in Paraguay behaupten hört.

---

DICOTYLES TORQUATUS. F. Cuv.

*Der Taytetu.*

Die Haare, mit denen der Taytetu bedeckt ist, haben ihre Farbe und ihre, durchgehends walzenförmige Gestalt ausgenommen, die nämliche Beschaffenheit, wie diejenigen des Tagnicati; jedoch sind sie in etwas kürzer und liegen näher am Körper an als bei diesem. Am Kopfe und am Rumpf sind sie schwarz, mit zwischenlaufenden, graulichweißen Ringen; ein graulichweißer Streifen zieht sich unten vom Halse auf jeder Seite bis zum Widerriste; seine Breite beträgt anfangs bis zwei Zoll, und nimmt allmählig ab, so daß er spitz ausläuft; in seinem Laufe bil-

det er einen Bogen, dessen Convexität nach hinten sieht; die Extremitäten sind beinahe ganz schwarz.

Bei alten Individuen verliert sich zuweilen ein Theil der graulichweißen Ringe an den Haaren; selbst der vom Halse ausgehende, lichte Streifen ist bei ihnen oft kaum noch bemerkbar. Die Farbe der Säuglinge ist röthlich-gelb, mit braun gemischt.

Die Dimensionen eines ausgewachsenen, weiblichen Individuums dieser Gattung sind:

10'' Länge des Kopfes von der Spitze der Schnautze bis an den oberen Rand des Hinterhauptbeines; 8'' 6'''

Länge des Kopfes von der Spitze der Schnautze bis an das Hinterhauptloch; 2' Länge des Rumpfes; 8'''

Länge des Schwanzes; 1' 6''' mittlere Höhe.

Was ich über den Körperbau des Tagnicati gesagt habe, gilt auch vom Taytetu, nur mit dem Unterschiede, daß beim letzteren der Rücken der Nase nicht eben, sondern seitwärts gewölbt ist, daß bei ihm der Kopf nach vorn spitzer zuläuft und die Extremitäten einen feineren Bau zeigen als beim Tagnicati; auch findet sich beim Säugling dieser Gattung kein querlaufender Eindruck in der Mitte des Nasenrückens, und die Absonderung der Rückendrüse verbreitet bei ihr zu allen Zeiten einen stinkenden Geruch.

Zwischen den Schedeln beider Thiere nimmt man folgende Verschiedenheiten wahr: beim Taytetu sind die Nasenbeine der Länge nach schwach, der Quere nach stark gebogen, und ihre frei stehende Spitze ist kurz; beim Tagnicati hingegen erscheint sie beinahe eben, in der Nähe der Nasenwurzel in etwas concav, und laufen in eine lange und schmale Spitze aus; beim ersteren ist der Oberkiefer schmaler, das Jochbein hingegen mehr hervorragend als beim letzteren; beim Taytetu ist das foramen infraorbitale kreisförmig und eine tiefe Furche des Oberkiefers erstreckt sich von ihm bis zur Wurzel des Eckzahnes, beim Tagnicati stellt es bloß eine vertikale, halbmondförmige Spalte dar und die Furche mangelt gänzlich; bei jenem

hat der Grat, den die Scheitelbeine längs der Pfeilnath vor ihrer Vereinigung mit dem Hinterhauptbeine bilden, nicht nur eine verhältnißmäßig, sondern eine absolut größere Länge als bei diesem; endlich ist beim ersteren der untere Rand des Unterkiefers dünn, beim letzteren dick.

Der Taytetu kommt in Paraguay in allen größeren Waldungen vor. Er lebt entweder paarweise oder in kleinen Truppen, von vier bis zwanzig Individuen. Azara's Angabe, daß er sich nicht in den nämlichen Wäldern mit der vorhergehenden Gattung aufhalte, ist irrig; wahr hingegen ist, daß sich, wie er versichert, die Rudel beider Gattungen nie mit einander vermischen.

Die Lebensart des Taytetu, sowohl im freien als im häuslichen Zustande, stimmt mit derjenigen des Tagnicati beinahe ganz überein; nur zeigt der erstere mehr Furchtsamkeit, besucht weniger die Pflanzungen, und bringt den Tag an verborgeneren Stellen zu, als der letztere.

Sein Fell und sein Fleisch werden wie die vom Tagnicati benutzt. Wenn man ihn jagt, so flüchtet er sich nicht selten in einen hohlen Stamm oder unter die losen Wurzeln eines Baumes. Wir tödteten einst in den Urwäldern des nördlichen Paraguay auf einmal fünfzehn Individuen, die sich in einem solchen Stamme versteckt hatten und die wir durch Rauch wieder heraustrieben.

Die nämlichen Raubthiere, welche der vorhergehenden Gattung nachstellen, sind auch die Feinde des Taytetu.

---

### Gen. S u s. Lin.

S U S S C R O F A. Lin.

### Das Schwein.

Das zahme Schwein wurde erst spät von den Spaniern in Paraguay eingeführt. Das Klima dieses Landes ist ihm

aber nicht sehr zuträglich, indem es hier weder so groß, noch so fett wird, und nicht so viele Junge wirft, wie in Europa; auch hat sein Fleisch durch die Verpflanzung viel von seiner Schmackhaftigkeit verloren. \*)

## Gen. E Q U U S.

### E Q U U S C A B A L L U S.

#### *Das Pferd.*

Bekannter Mafsen wurde das Pferd erst von den Eroberern in Amerika eingeführt. Im Jahr 1537 kamen die ersten Pferde nach Paraguay. Da diese theils aus Spanien, theils von den canarischen Inseln abstammten, so gewöhnten sie sich bald an das neue Clima, und pflanzten sich hier eben so leicht wie in ihrem Vaterlande fort. \*\*)

Gegenwärtig besitzt Paraguay eine große Anzahl von Pferden, an denen man aber von den schönen Formen ihrer Vorältern nur noch wenige Spuren bemerkt.

Das paraguayische Pferd ist im Allgemeinen von mittlerer Statur, hat einen großen Kopf, in etwas lange Ohren und dicke Gelenke; dagegen sind der Hals und der Rumpf gewöhnlich regelmäfsig, wiewohl nicht ausgezeichnet schön gebaut. Die Haare sind in der warmen Jahreszeit kurz, in der kalten lang, die Mähne und der Schwanz kurz und dünn. Schöne Pferde trifft man also in Para-

---

\*) In der Provinz von Buenos - Ayres findet man in einigen Meiereien verwilderte Schweine, die sich aber weder in Gestalt noch in Farbe von den zahnen unterscheiden, und unserem Wildschweine nicht mehr wie diese näheren sollen.

\*\*) Nach Funes (Ensayo de la historia civil del Paraguay, Buenos - Ayres y Tucuman, Band I, Seite 143) soll Irala auf einer Entdeckungsreise im Jahr 1550 schon 600 Pferde mit sich geführt haben. Diese Angabe scheint aber übertrieben zu seyn, denn Azara sah in den Archiven von Asuncion eine Handschrift, nach welcher Irala im Jahr 1551 ein spanisches Pferd noch für ungefähr 15000 Gulden kaufte.

guay nicht an; jedoch finden sich in einigen Meiereien zuweilen noch Individuen, bei denen bald der kleine, schafähnliche Kopf, bald der schön gebogene Hals, bald die feinen Extremitäten und die kurzen und seltenen Haare an den Füßen, bald die lange Mähne und der dicke Schweif noch von ihrer edeln Abkunft zeugen.

Ihre Farbe ist so mannigfaltig wie bei den europäischen Racen; jedoch kommt die lichtkastanienbraune, die gelblichbraune und die bräunlichschwarze am häufigsten vor.

Wie an GröÙe und Schönheit stehen die Pferde von Paraguay den Spanischen auch an Kraft nach, keineswegs aber an Schnelligkeit und an Gewandtheit, welche beide sie, vorzüglich beim Zusammentreiben der Viehheerden und auf der Jagd, in hohem Grade an den Tag legen. An Ausdauer im Laufe endlich übertreffen sie die ersteren um Vieles, was man bei einem so warmen Klima nicht erwarten sollte. Ich habe sehr oft, und dieß in der Hitze, mit einem Pferde acht bis sechszeu Stunden beinahe in ununterbrochenem Galoppe zurückgelegt, ohne daß hieraus für das Thier irgend ein Nachtheil erwachsen wäre.

Die Ursachen, welche die Ausartung des Pferdes in Paraguay herbei führten, sind vornämlich in der schlechten Nahrung und in dem Mangel von Pflege zu suchen. Wohl mag groÙe Hitze auf dessen Entwicklung einen ungünstigen Einfluß ausüben; jedoch war dieser in Paraguay nicht stark genug, um die edelste Pferderace Europa's so sehr verwandelt zu haben, denn die schönsten und kräftigsten Pferde wurden ehemals von den Meiereien geliefert, welche im wärmsten Theile des Landes, unter dem drei und zwanzigsten Breitengrade, lagen. \*) In diesen Gegenden finden sich aber die fettesten Weiden und die Besitzer derselben richteten ihre Aufmerksamkeit einigermaßen auf die Pferdezucht, während im übrigen Paraguay

---

\*) Diese schönen Meiereien wurden kurz vor der Revolution von dem wilden Indianerstamme, den Mbayas, zerstört.

die Weiden im Allgemeinen schlecht sind und auf die Erziehung und die Besorgung der Pferde wenig geachtet wird.

Die Weiden bestehen aus einer einzigen Grasart, welche ausschliesslich die Felder bedeckt. Im Frühling treibt dieses Gras stark hervor, verursacht aber, so lang es noch jung ist, den Pferden Durchfall, so daß sie in dieser Jahreszeit sehr schwach sind. Im Sommer und im Herbst ist es, außer bei großer Trockenheit, in hinreichender Menge vorhanden, und die Pferde werden davon fett; jedoch verschwindet diese Fettigkeit sogleich, wenn das Thier gebraucht wird, und dabei kein anderes, kräftigeres Futter erhält. So wie im Winter mit den Südwestwinden die Kälte eintritt, verwelkt beinahe alles Gras, und die Pferde müssen sich mit den dürrn, durch Sonne und Regen aller nahrhaften Theile beraubten Halmen behelfen, wobei sie immer sehr abmagern. \*) Ferner macht diese ausschliessliche Nahrung den Pferden das Salz zum Bedürfnis, so daß sie dasselbe nicht mehrere Monate entbehren können, ohne zu Grunde zu gehen. Sie suchen daher von Zeit zu Zeit die Stellen ihrer Weiden auf, wo sich von Salzen durchdrungene Thonerde findet und verweilen stundenlang bei denselben, um sie zu belecken. \*\*) Wo hingegen Stallfütterung statt findet, bedürfen die Pferde keines Salzes.

Pflege erhalten die Pferde in Paraguay beinahe gar keine. Sie bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel zu. Alle acht Tage treibt man sie einmal zusammen,

---

\*) Einige Gegenden von Paraguay, wie z. B. die Missionen machen, durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens, hiervon eine Ausnahme, indem sie sich durch üppigen und das ganze Jahr hindurch frischen Graswuchs auszeichnen; auch gedeihen dort die Pferde weit besser als im übrigen Lande.

\*\*) Da in den höheren Gegenden von Paraguay, wie in den grasreichen Lomadas (Hügelland) zwischen dem Caa guazu (dem großen Walde) und dem Flecken Yhu, so wie beinahe im ganzen nordöstlichen Theile des Landes, kein salziges Erdreich vorhanden ist, so können die dortigen Weiden nicht einmal benutzt werden.

damit sie sich nicht zu weit von der Wohnung des Eigenthümers entfernen. Alsdann untersucht man auch die Wunden, die sie zufällig erhalten haben, so wie den Nabel der Füllen, indem die Schmeißfliegen häufig ihre Eier in diese Stellen legen; man reinigt dieselben und bestreicht die Wunden mit Kuhmist. Läßt nun der Besitzer einer Meierei noch den Stuten und den Hengsten alle zwei bis drei Jahre die Mähne und den Schwanz abschneiden, so glaubt er seine Pferde genugsam besorgt zu haben. An Veredlung der Race denkt Niemand; im Gegentheile muß diese sich immer mehr verschlimmern, indem die schönsten Hengste verschnitten werden.

Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, wie bald durch kräftigere Nahrung und bessere Pflege die Pferde in diesem Lande könnten ungeschaffen werden. Thiere von gewöhnlichem Schlage, die ich mit Manioc, Maiskörnern, Zuckerrohr und, statt des Grases, mit jungen Maispflanzen fütterte, zeichneten sich schon nach wenigen Monaten durch ihr kurzes und glänzendes Haar, durch ihr festes Fleisch, ihre stolze Haltung und ihre Stärke vor anderen aus. Neben der besseren Nahrung erhielten sie aber auch die nöthige Pflege, indem sie täglich, bei warmer Witterung sogar zwei bis drei Mal des Tages gebadet, gekämmt und gestriegelt, bei großer Sonnenhitze, bei Regenwetter und bei kaltem Südwinde unter Dach gehalten wurden. \*)

In Paraguay finden sich keine verwilderten Pferde, wie dieß in den Pampas von Buenos-Ayres und in der Banda Oriental der Fall ist. \*\*) Jedoch ist der Zustand

---

\*) In Chili hat man durch gute Besorgung die spanische Pferderace fast unverändert erhalten.

\*\*) Als die Spanier vom Hunger und von den wilden Indianern gedrängt, im Jahr 1537 Buenos-Ayres verließen, konnten sie nur einen Theil ihrer Pferde einschiffen und gaben daher den übrigen die Freiheit. Im Jahr 1580 wurde Buenos-Ayres wieder erbaut, und die Gründer dieser Stadt fanden bei ihrer Ankunft ganze Heerden wilder Pferde, welche von jenen freigelassenen abstammten. Die Vermehrung derselben in den Pampas von Buenos-Ayres wird besonders dadurch begün-

dieser Thiere in Paraguay, wie wir schon oben gesehen haben, von dem wilden nicht sehr verschieden. Sie leben truppweise, gewöhnlich in dem bestimmten Reviere, an das man sie von Jugend auf gewöhnt hat. Jedem Hengst giebt man zwölf bis achtzehn Stuten, die er zusammen hält und gegen fremde Hengste vertheidigt; gesellt man ihm zu viel Stuten zu, so hütet er dieselben nicht mehr. Die Füllen leben mit ihren Müttern bis ins dritte oder vierte Jahr. Diese zeigen für ihre Jungen, so lange sie noch saugen, große Anhänglichkeit und vertheidigen sie zuweilen sogar gegen den Jaguar. Einen eigenen Kampf haben die Stuten nicht selten mit den Maulthieren zu bestehen, bei denen sich zu Zeiten eine Art von Mutterliebe regt, so daß sie durch List oder Gewalt ein Füllen entführen und ihm ihre milchleeren Euter zum Saugen darbieten, wobei, wie man leicht denken kann, das Füllen zu Grunde gehen muß. Wenn die Pferde etwas über zwei bis drei Jahre alt sind, so wählt man unter den jungen Hengsten einen aus, theilt ihm junge Stuten zu und gewöhnt ihn mit denselben in einem besondern Reviere zu weiden; die übrigen Hengste hingegen werden verschnitten und gleichfalls von den Alten abgesondert. Die Thiere, welche zu

---

stigt, daß es dort nur wenige Schmeißfliegen giebt. Diese legen nämlich ihre Eier in den blutigen Nabel der Füllen, was ein Geschwür zur Folge hat, an welchem das Thier, wenn nicht menschliche Hülfe dazwischen kommt, zu Grunde gehen muß. In Paraguay, wo diese Fliegen in großer Menge vorhanden sind, haben sich daher keine Heerden von wilden Pferden bilden können. Ferner sind die Pampas im Winter nicht ohne Futter, indem das abgestorbene Gras reichlich durch Klee ersetzt wird. Diese bessere Nahrung ist dann auch wohl einzig Ursache, daß die Pferde von Buenos-Ayres und von der Banda-Oriental durch Größe und Stärke sich vor denen von Paraguay auszeichnen, denn Pflege erhalten sie keine.

Uebrigens unterscheiden sich die wilden Pferde in diesen Provinzen, wo sie Vaguales genannt werden, nicht von den gezähmten, außer daß sie von keiner anderen als von brauner oder schwarzer Farbe vorkommen. Vor der Revolution traf man deren in Heerden von 100 bis 1000 Stücken, und verfolgte sie gewöhnlich bloß des Schadens wegen, den sie den Meiereien zufügten; seither aber haben sich die ärmeren Landleute aus den Fellen derselben einen Erwerbszweig gemacht, so daß sich ihre Anzahl bedeutend vermindert hat.

einem Truppe, sei es von einem Hengste und seinen Stuten oder von Wallachen gehören, mischen sich nie unter andere und halten sich immer zusammen, so daß es schwer fällt, auf der Weide ein Pferd von seinen Gefährten zu trennen. Werden sie mit einander vermenget, wie dieß jede Woche beim Zusammentreiben aller Pferde einer Meierei geschieht, so finden sie sich nachher gleich wieder auf. Der Hengst ruft durch Wiehern seine Stuten zusammen, die Wallachen suchen sich gegenseitig auf und jeder Trupp bezieht wieder seinen Weideplatz. Tausend und mehr Pferde brauchen so keine Viertelstunde, um sich in Haufen von zehn bis dreißig Individuen zu vertheilen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Pferde von gleicher Statur oder von der nämlichen Farbe sich leichter an einander gewöhnen, als wenn hierin große Verschiedenheit zwischen ihnen herrscht, und daß die fremden, aus der Banda-Oriental und aus Entre-Rios eingeführten Pferde sich vorzugsweise zu einander und nicht zu Inländischen gesellen.

Die Pferde in Paraguay zeigen übrigens nicht allein für ihre Gefährten, sondern auch für ihre Weiden, große Aehnlichkeit; ich habe deren gesehen, welche aus einer Entfernung von achtzig Stunden zu denselben zurückgekehrt waren. Um so viel sonderbarer ist die Erscheinung, daß zuweilen die Pferde ganzer Gegenden aufbrechen und, bald zerstreut, bald haufenweise davon rennen. Dieß geschieht, wenn nach anhaltender trockener Witterung plötzlich starker Regen fällt; wahrscheinlich fliehen sie aus Furcht vor dem Hagel, der nicht selten das erste Gewitter begleitet.

Die Sinne dieser, beinahe wild lebenden Pferde scheinen mir zum Theile schärfer zu seyn, als es bei den Europäischen der Fall ist. Ihr Gehör ist äußerst fein, was man besonders bei Nacht beobachten kann, indem sie öfters durch die Bewegung der Ohren das Vernehmen eines Geräusches verrathen, auf welches der Reiter vergebens horcht. Ihr Gesicht ist, wie überhaupt bei dem Pferde, schwach;

da sie aber fortwährend unter freiem Himmel leben, so gelangen sie durch Uebung dazu, die Gegenstände, mehr wie unsere Pferde, schon aus einiger Entfernung zu unterscheiden. Schärfer als das Gesicht ist ihr Geruch; auch machen sie sich vermittelst desselben am leichtesten mit ihren Umgebungen bekannt, indem sie alles, was ihnen fremd erscheint beriechen. Durch ihn lernen sie ihren gewöhnlichen Reuter, das Reitzeug, den Schoppen, wo sie gesattelt werden, u. s. w. kennen; durch ihn wissen sie in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszumitteln und denselben auszuweichen, und durch ihn endlich finden sie in dunkler Nacht oder bei dichtem Nebel den Weg nach ihrem Wohnorte oder nach ihrer Weide. Gute Pferde beriechen mehrentheils ihren Reuter im Augenblicke, wo er aufsteigt, und ich habe solche gesehen, welche denselben gar nicht aufsteigen ließen oder sich seiner Leitung widersetzen, wenn er nicht einen Poncho (Mantel) von Cordova mit sich führte, der einen eigenen, harnähnlichen Geruch hat, und womit die Landleute, welche die Pferde bändigen und zureiten immer bekleidet sind. Werden sie durch den Anblick irgend eines Gegenstandes erschreckt, so kann man sie nicht leichter besänftigen, als wenn man denselben von ihnen beriechen läßt. So gut sie übrigens durch den Geruch ihre nahen Umgebungen kennen und unterscheiden, so wenig nützt ihnen derselbe für die Entfernung. Ich habe selten ein Pferd gesehen, welches einen Jaguar auf 50 oder noch weniger Schritte gewittert hätte; sie machen daher in den bewohnten Gegenden von Paraguay die häufigste Beute dieses Raubthieres aus. Wenn in trockenen Jahren die Quellen, wo sie zu trinken gewohnt sind, versiegen, so kommen sie eher vor Durst um, als daß sie andere aufsuchten, während das Hornvieh oft fünf bis zehn Stunden weit das Wasser wittert und demselben nachgeht. Der Geschmack ist bei ihnen sehr verschieden; einige gewöhnen sich leicht an das Stallfutter, das aus Mais, Manioc

und Zuckerrohr besteht, und lernen allerlei Früchte, selbst an der Sonne getrocknetes Fleisch, fressen, während andere eher verhungern, als daß sie außer dem gemeinen Grase irgend eine Nahrung berührten. Ihre Haut endlich ist bei weitem nicht so empfindlich, wie die unserer Pferde, indem das Gefühl theils durch das Leben unter freiem Himmel, theils durch die Mosquiten und Bremsen, deren Verfolgung sie beinahe das ganze Jahr ausgesetzt sind, von Jugend auf abgestumpft wird.

Der Charakter des paraguayischen Pferdes ist im Allgemeinen gutartig; er wird aber häufig durch die gewaltsame Behandlung bei der Bändigung verdorben. Wenn nämlich das Pferd ein Alter von vier bis fünf Jahren erreicht hat, so wird es eingefangen, an einen Pfahl gebunden und trotz seines Widerstrebens gesattelt und gezäumt. Nun wird es vom Pfahle losgemacht und im nämlichen Augenblicke schwingt sich ein Pferdebändiger, der mit sehr großen Spornen und einer starken Peitsche versehen ist, auf seinen Rücken, und tummelt dasselbe unter Spornstreichen und Peitschenhieben so lange auf dem Felde herum, bis es sich vor Müdigkeit nicht mehr widersetzen kann und der Lenkung seines Reiters folgt. Diese Operation wird nun von Zeit zu Zeit wiederholt, und so wie das Pferd keinen *corcovo* (Bockssprung) mehr macht so heißt es zahm. Es versteht sich, daß unter einer solchen Behandlung sehr viele Pferde störrisch und böartig werden, ausschlagen, Seitensprünge machen, den Reiter auf gleiche Weise abzuwerfen suchen, sich bäumen bis zum überschlagen u. s. w. Bei sanfter Behandlung hingegen wird das Pferd, selbst wenn es früher mißhandelt worden ist, äußerst lenksam und zutraulich, läßt sich auf der Weide leicht fangen und unterzieht sich willig den stärksten Anstrengungen. Zuweilen aber liegt der Grund seiner Widerspänstigkeit in einem krankhaften Zustande. So, z. B., werfen sich Pferde mit schwacher Brust nicht selten auf den Boden, wenn ihnen der Bauchriemen zu

stark angezogen wird; andere, deren Rücken schwach ist, kann der Reuter nie zum Stehen bringen; solche, welche ein kurzes Gesicht oder ein sehr feines Gehör haben, erschrecken selbst vor den bekanntesten Gegenständen und nehmen einen Seitensprung oder fahren bei jedem Schalle zusammen. Auch übermäßige Anstrengung in der Jugend oder heftige Eindrücke können ein Pferd für immer widerspänstig machen. So habe ich deren gesehen, die man zu jung für das sogenannte pechar, d. h., gegen Pferde oder Ochsen ansprengen und dieselben mit der Brust über den Haufen werden, abrichten wollte, welche später jedem Thiere, das sich ihnen näherte, auswichen. Eben so ist ein Pferd, das als Füllen von einem Jaguar verwundet worden ist, beinahe unbrauchbar, indem es auf dem Felde vor den, durch das weidende Vieh zur Erde gedrückten Grashalmen, und, bei einer schnellen Wendung, selbst vor seinem eigenen Schatten erschrickt.

Unter den intellectuellen Fähigkeiten dieser Thiere zeichnet sich besonders ihr Gedächtniß aus. Pferde die nur einmal den Weg von Villa Real nach den Missionen gemacht hatten, kehrten aus den letzteren, nach mehreren Monaten, auf dem nämlichen, mehr als hundert Stunden betragenden Wege allein wieder nach Villa Real zurück. Wenn in der Regenzeit des Herbstes alle Wege voll Wasser, Pfützen und bodenlosen Stellen, und alle Bäche angeschwollen sind, so wird doch ein gutes Pferd, welches diese Wege schon einige Mal zurück gelegt hat, seinen Reiter, nicht nur bei Tag, sondern auch bei Nacht, sicher durch solche, zuweilen gefährliche Stellen tragen. Dabei geht es, wenn es nicht angetrieben wird, immer mit großer Bedächtlichkeit zu Werke, und dieß noch mehr wenn ihm die Gegend unbekannt ist. Auf meinen Reisen trieb ich die Pferde, welche ich zum Wechseln mit mir führte, gewöhnlich zuerst in die Sümpfe, durch die ich zu setzen hatte, um mir von ihnen den sichersten Weg ausmitteln zu lassen; dieß thaten sie dann auch,

wenn man ihnen die gehörige Zeit liefs, mit der grössten Umsicht, indem sie bei jedem Schritte bald den Boden berochen, bald die Festigkeit desselben mit einem der Vorderfüsse untersuchten.

Diese Bedächtlichkeit rührt übrigens nicht etwa von einem Mangel an Muth her, denn das paraguayische Pferd ist sehr beherzt und stürzt sich, wenn es sich von einem kräftigen Reiter gelenkt fühlt, ohne Zaudern in jede Gefahr. Es geht dem wüthenden Stiere und selbst dem Jaguar entgegen, springt vom schroffen Ufer in die Flüsse und durchschneidet im vollem Laufe die Feuerlinie eines brennenden Feldes.

Die Pferde erreichen in Paraguay ein eben so hohes Alter, wie in Europa, wenn sie gute Nahrung erhalten und nicht übermässig angestrengt werden; da aber beides nur selten der Fall ist, so kann man ein zwölfjähriges Pferd schon für alt ansehen. Sie sind nur wenigen Krankheiten unterworfen. Am häufigsten kommt bei ihnen eine Art von Raude vor, die bei anhaltendem Regenwetter erscheint, mit der schönen Witterung aber verschwindet; auch findet man unter den Wallachen nicht selten lungenkranke Individuen. Ferner sieht man fast auf allen Weiden rachitische Pferde, bei denen der Kopf und der Rumpf beinahe ihre gewöhnliche Grösse erreichen, die Extremitäten aber kurz und dick, mehrentheils krumm und mit grossen Gelenken versehen sind. Ungeachtet dieser, bald grösseren, bald geringeren Verunstaltungen, sind die Thiere stark und legen gewöhnlich noch mehr Intelligenz, dabei aber auch mehr Bösartigkeit, an den Tag, als andere Pferde. Die Kehlsucht (*gourme*), die Rotzkrankheit oder sonst irgend eine Seuche habe ich hingegen in Paraguay nie beobachtet. Man sieht übrigens in diesem Lande wenig nach den Krankheiten der Pferde, denn so wie eines erkrankt, schickt man es ohne weitere Besorgung auf die Weide, wo es entweder sich von selbst wieder herstellt oder unkommt.

Der Nutzen, welchen die Einwohner von Paraguay von den Pferden ziehen, ist lange nicht so groß, als man erwarten sollte. Sie halten die Hengste und die Stuten nur allein für die Fortpflanzung und machen bloß von den Wallachen Gebrauch. Diese dienen ihnen aber nur zum Reiten; selten werden sie an einen Wagen gespannt oder als Lastthiere benutzt. Der einzige wesentliche Vortheil, welchen diese Thiere dem Einwohner von Paraguay gewähren, besteht darin, daß er mittelst derselben große Strecken in kurzer Zeit zurücklegen kann, was ihm theils für den Verkehr bei den weiten Entfernungen, theils zur Besorgung seiner Heerden, höchst nothwendig ist. Ausserdem dient das Pferd bloß dazu, der angeborenen Trägheit seines Herrn zu fröhnen, indem dieser hundert kleine Verrichtungen, die er weit schneller und besser zu Fasse vornehmen würde, seiner Bequemlichkeit wegen zu Pferde ausführt; auch ist es ein gewöhnlicher Ausruf der Paraguayer: „was wäre der Mensch ohne das Pferd!“

---

EQUUS ASINUS. L.

*Der Esel.*

Der Esel wurde, gleich dem Pferde, von den Spaniern in Paraguay eingeführt. Das Klima dieses Landes hat aber einen noch weit ungünstigeren Einfluß auf ihn ausgeübt, als auf das letztere, indem er, unter den nämlichen Verhältnissen, sich weit weniger vermehrt hat und weit mehr entartet ist als das Pferd; bloß in seiner Farbe ist er unverändert geblieben. Diese Thiere finden sich in Paraguay nur in geringer Anzahl vor, und sind so klein und so schwach, daß sie beinahe einzig von den Indianern benutzt werden, welche in den ehemaligen Missionen leben, und gewöhnlich keine Pferde halten dürfen.

Außer dem gebrauchen einige Besitzer von Meiereien das männliche Thier zur Zucht von Mauleseln \*), die aber ebenfalls den Europäischen an GröÙe und Kraft nachstehen; die schwerste Last, die sie zu tragen vermögen, und mit welcher sie täglich nicht mehr wie vier bis sechs Stunden zurücklegen, beträgt vier Centner.

---

\*) Das Nähere über die Zucht der Maulesel in Paraguay findet sich in Azara's Essai sur l'histoire naturelle des quadrupèdes etc. Theil II, Seite 346 und folgende.